

# Jahresbericht des Superintendenten

gemäß Artikel 162 Abs. 2 KO

04.11.2000

Hohe Synode,  
verehrte Gäste,  
liebe Schwestern und Brüder,

außergewöhnlich war er schon – der Jahreswechsel, aber so außergewöhnlich nun auch wieder nicht. Die ganz große Stimmung wollte nicht aufkommen, weder Freudentaumel noch Untergangsstimmung. Das Magische daran hat sich alsbald ins Alltägliche verflüchtigt. Wir sind im neuen Jahrtausend angekommen. Die Aufgaben sind geblieben, die Herausforderungen auch. Geblieben aber auch die Gewissheit: „Unsere Zeit in Gottes Händen“.

So hatte die EKD in Anlehnung an Psalm 31, Vers 16 das Jahr 2000 überschrieben. Angesichts einer zunehmenden Säkularisierung und Pluralisierung der Gesellschaft und einer damit einhergehenden Marginalisierung der Kirchen ein durchaus beachtenswerter, selbstbewusster Satz oder besser: ein gottesbewusster Satz. Diese Welt mit ihrer Zeit – und wir mit ihr – mögen wir uns noch so emanzipiert und selbstbewusst - eben säkular - geben, wir sind und bleiben dennoch in den Händen Gottes. Die Zeit, deren Charakteristikum für uns ist, dass sie unaufhaltsam fließt, steht – wie Martin Luther es übersetzt – bei Gott. Er hält sie. In seinen Händen ist sie aufgehoben, geachtet und beachtet. Und darum ist kein Tag verloren, kein Menschenleben vergebens. Selbst die nichtige, flüchtige, die scheinbar vergebliche Zeit steht bei ihm.

„Unsere Zeit in Gottes Händen“. In dieser Platzanweisung wird der Horizont auf Hoffnung hin geöffnet. Die Dinge ordnen sich, Wichtigkeiten wenden sich, Aufregungen legen sich, der Blick weitert sich, die Zeiten ändern sich. Und wir nehmen die Herausforderung an, selbstbewusst, weil gottesbewusst. „In seinen Händen unsere Zeit“.

## 1.

Bevor wir Mängel beklagen, Müdigkeit feststellen, Defizite aufdecken, möchte ich den Blick auf die Fülle, den Reichtum und daraus folgend auf den Dank, der abzustatten ist, richten. Der Dank steht bei Protestanten allzu oft unter einem „Pharisäischen Vorbehalt“: „Ich danke dir, Gott, dass ich nicht so bin, wie die anderen Leute...“ (Lukas 18, Vers 11). So soll es natürlich nicht klingen.

Aber wir bringen uns um die Entdeckung der Fülle und des Reichtums, wenn wir den Dank nicht pflegen, bzw. ihm nur eine Randexistenz zubilligen. Schön wäre es, wenn der Dank, den wir empfangen oder sagen, sich nicht der Pflicht oder dem Anstand verdankt, sondern Ausdruck einer Haltung wäre. Und deshalb: Auch, wenn es banal oder auch ein wenig schulmeisterlich klingt (es ist ganz gewiss nicht so gemeint): Wann haben wir aus vollem Herzen Gott gedankt für die Möglichkeiten, die er seiner Kirche, unseren Gemeinden immer noch und immer wieder schenkt? Wann haben Sie, liebe Kolleginnen und Kollegen, Ihren Presbyterinnen und Presbytern gedankt für Engagement und Einsatz? Wann haben Sie, liebe Presbyterinnen und Presbyter, Ihrem Pfarrer, Ihrer Pfarrerin gedankt, für Treue im Amt oder ein gutes Wort? Wann haben Sie es den ehrenamtlich Mitarbeitenden gesagt? Wann den Gottesdienstbesuchern? Den Kirchensteuerzahlern?

Es geht nicht um Uhrzeit und Datum einer Pflichterfüllung, sondern um eine Haltung. Ich stelle bei mir Defizite fest, sowohl was Dank abstaten, wie Dank annehmen anbetrifft. Eigentlich schade, denn im Dank liegt die Entdeckung der Fülle, mit der wir ausgestattet sind. Er öffnet die Augen, wie sehr Gott sich um uns sorgt und an uns handelt. Mehr noch: Weil der dankbare Mensch ein aufmerksamer Mensch ist, wird gerade im Dank der Blick geschärft für das, was Sorgen macht, was verkehrt, was ungerecht und falsch ist. Ein dankbarer Mensch schaut nicht weg, er schaut um so aufmerksamer hin.

Ich möchte heute insbesondere denen danken, die in diesem Kirchenkreis an der einen oder anderen Stelle im Haupt-, Neben- oder Ehrenamt eine Aufgabe übernommen haben. Nimmt man die Berichte der Synodalbeauftragten bzw. Ausschüsse einerseits und andererseits die lange Liste der zu Wählenden, sieht man, wie groß die Zahl derer ist, die sich für unsere Kirche einsetzen. Ich kenne keinen Verein, keine Organisation, mit einem so breit gefächerten Spektrum in der Wahrnehmung von Aufgaben.

In der Geschäftigkeit des Alltags hält man allzu schnell für selbstverständlich, was durchaus bemerkenswert und des Dankes wert ist.

In der Kirchengemeinde Bad Sobernheim führen wir wenigstens einmal im Jahr einen sogenannten „Dankeschön-Abend“ durch. Ich bin jedes Mal wieder erstaunt, wie groß die Zahl derer ist, die sich freiwillig in die Gemeindegarbeit einbringen. Dies gilt für den Kirchenkreis ebenso. Eine Fülle von Aufgaben wird wahrgenommen. Wir sind ein überaus reicher Kirchenkreis. Herzlichen Dank dafür!

Ausdruck von Dankbarkeit zeigt sich nicht zuletzt darin, dass wir die Arbeit, die geleistet wird, und die u. a. in den Berichten zur Synode ihren schriftlichen Niederschlag findet, aufmerksam zur Kenntnis nehmen. Darum bitte ich herzlich.

Für zumindest die Hälfte der Mitglieder des Kreissynodalvorstandes geht die Legislaturperiode zu Ende. Ich möchte allen, die in diesem Gremium mitarbeiten, meine Hochachtung und Anerkennung zollen. Arbeit im KSV ist Arbeit an vielen Fronten. Ein großes Arbeitspensum ist zu bewältigen. Dreißig und mehr Tagesordnungspunkte pro Sitzung sind keine Seltenheit. Und es sind nicht nur Routineangelegenheiten, die zu erledigen sind. Ich denke, wir haben konstruktiv, vertrauensvoll und gut zusammen gearbeitet. Dafür sei Ihnen herzlich gedankt. Ich will niemanden herausheben und tue es doch: Der Synodalassessor, Pfarrer Lenhoff, gibt sein Amt auf. Seit 1984 gehört er dem KSV an. Davon 12 Jahre als Assessor. Ich danke ihm für Loyalität und die jederzeitige Bereitschaft, Verantwortung wahrzunehmen, vor deutlichen Worten nicht zurückzuschrecken oder aber – wo nötig – zur Geduld zu mahnen. Ich habe viel profitiert.

Ich danke Dir herzlich und wünsche, dass Du – ausdrücklich erbeten – mit Ratschlägen und Einschätzungen auch in Zukunft nicht hinter den Bergen von Meisenheim hältst.

Vielen wäre noch zu danken. Ich breche hier ab und hoffe, dass Gelegenheit ist, das nachzuholen.

Wir tun uns nach wie vor schwer mit den nötigen Strukturanpassungen bzw. Veränderungen. Das ist nicht verwunderlich, so lange solche Prozesse zunächst als Verlust, Rückzug, Verschlechterung und Einschränkung erlebt werden. Doch auch wenn es den - besonders durch die finanzielle Situation erzeugten - Druck zur Veränderung nicht gäbe, so müsste die gleiche Diskussion dennoch geführt werden. Die Landschaft, in der wir und unsere Gemeinden leben, hat sich verändert, auch bei uns auf dem Land.

Unsere Gemeinden werden nur dann zukunftsfähig sein und bleiben, wenn wir sie als Dienstleisterinnen in Sachen Glauben verstehen lernen. Dazu gehört eine Veränderung von der Angebots- hin zu einer Mitglieder-orientierten Struktur der Gemeinden. Die Gemeindeglieder sind das Maß aller Dinge, ohne dass die Botschaft deshalb beliebig werden würde oder sich dem Zeitgeist zu unterwerfen hätte; umgekehrt wird ein Schuh draus. Nur eine Kirche, die den Menschen nahe ist und sich deshalb an dem orientiert, was die Menschen beschäftigt, bewegt und umtreibt, wird ihrem Auftrag gerecht.

Das heißt für mich und in unserer Situation unter anderem: wir brauchen mehr Vernetzung und regionale Zusammenarbeit. Es kann nicht mehr jeder alles tun, und es muss nicht mehr jede Gemeinde alles tun. Natürlich wird es auch weiterhin eine Grundversorgung in jeder Gemeinde geben müssen, aber darüber hinaus brauchen wir Differenzierungen, weil die Lebenswelten der Menschen sich differenziert haben. Auch in unseren Dörfern gibt es schon lange keine Monostruktur mehr, die ausschließlich geprägt wäre durch die Landwirtschaft. Die Menschen sehen fern, surfen im Internet und schicken e-Mails rund um den Globus, und sind so nicht unbeteiligt an den, sondern Teil der Veränderungen, mit denen wir es zu tun haben. Auch das Dorf ist Teil der Welt, die Dorf geworden ist.

Dennoch heißt es nicht selten, dass in der Kirche möglichst alles so bleiben solle, wie es immer war. Nur: Was nicht so ist, wie es war, kann nicht so bleiben. Natürlich brauchen die Menschen Kontinuität und Geborgenheit und Orte zur Identifikation. Die sollen sie bei uns sehr wohl finden. Und so brauchen wir beides, eine verlässliche, menschnahe Grundversorgung in Verkündigung, Seelsorge und Diakonie ebenso wie ein differenziertes Angebot mit klarem Profil.

Wenn die Verkündigung auf selbständiges und verstandenes Christsein zielt, dann ist Glaube immer auch eine Bildungsaufgabe. Darum wird die Erwachsenenbildung als Sprachhilfe zum Glauben in der Zukunft meines Erachtens neu gewichtet werden müssen. Das kann aber vernünftigerweise nur regional und nicht ausschließlich parochial geschehen.

Ich will in diesem Zusammenhang ein Beispiel nennen, das vielleicht ein wenig verdeutlichen kann, was gemeint ist. Die Apokalypse-Ausstellung von Uwe Appold im Juni und Juli in der Pauluskirche war ein kirchliches und kulturelles Großereignis für die gesamte Region und eben nicht nur für die Paulus-Kirchengemeinde. Auch und besonders Menschen, die nicht zum inneren Zirkel ihrer Kirchengemeinde gehören, konnten durch die Ausstellung angesprochen werden. Das sollte aufgenommen und weitergeführt werden, weil darin eine große Chance liegt, dass sich die „distanzierten Kirchentreuen“, aber auch Menschen außerhalb unserer Kirche, mit zentralen Inhalten des christlichen Glaubens auseinandersetzen. Und wiederum: Das kann nur übergemeindlich – und in diesem Fall, das kann nur an einem zentralen Ort, wie es die Pauluskirche ist, geschehen. Doch die Gemeinde ist dafür nicht ausgerüstet, nicht vorbereitet; sie kann das alleine nicht leisten.

Wir brauchen eine übergemeindliche Ausrichtung auch und nicht zuletzt, um der fortschreitenden Milieuerengung, der wir ausgesetzt sind, entgegen zu wirken. Die Konzentration auf die Kerngemeinde führt - ungewollt zwar, aber dennoch - zum faktischen Ausschluss vieler in der Gemeinde. Das darf aber nicht so sein und nicht so bleiben.

Der Punktecatalog hat auch in der Frage von Vernetzung und Regionalisierung nicht gerade segensreich gewirkt. Er hat Zusammenarbeit zwischen Gemeinden nicht gefördert, sondern teilweise behindert, weil jede Gemeinde erst einmal auf das Ihre schaut und nach den eigenen Punkten schießt. Die Entdeckung der Region als kirchliches Handlungsfeld steht noch aus, sie ist dringlich.

Die westfälische Kirche unterzieht sich zur Zeit einem umfassenden Strukturprozess auf allen Handlungsebenen. Unter dem Titel „Kirche mit Zukunft“ werden Vorschläge unterbreitet, die nunmehr breit diskutiert werden sollen. Dort wird unter anderem dafür plädiert, auch auf dem Land möglichst „mehrere Pfarrstellen miteinander zu vernetzen“, das bedeutet mindestens: 2 Pfarrstellen pro Kirchengemeinde.

Ziele sind:

- für die Gemeindeglieder Erreichbarkeit zu gewährleisten,
- fachliche Vernetzung und gabenorientierte Aufgabenwahrnehmung zu ermöglichen,
- niemand soll allein einen Dienst versehen,
- administrative Entlastung für die Pfarrerinnen und Pfarrer,
- lebensweltliche Orientierung,

- Profilierung durch Unterscheidung von Grundangebot und differenziertem Programm.

Am westfälischen Entwurf überrascht die Geschlossenheit und die Entschlossenheit, in vorgegebener Zeit zu einer Strukturreform auf allen Ebenen zu kommen. Für unsere Diskussion sollten wir aufmerksam wahrnehmen, was bei den Nachbarn geschieht.

Derweil hat die von dieser Kreissynode eingesetzte Strukturkommission ihre Arbeit aufgenommen. Sie wird im kommenden Jahr ihre Ergebnisse vorlegen.

Unabhängig davon sind die Gespräche zur Neugliederung der Gemeinden im Raum Bad Münster und in der Stadt Bad Kreuznach zu sehen. Sie sind nunmehr in ein entscheidendes Stadium eingetreten. Denn die Fakten liegen auf dem Tisch, jetzt müssen Lösungen her.

Auch wenn es sich im Einzelnen um langwierige und mühselige Prozesse handelt, erfolglos sind sie beileibe nicht gewesen. Wir haben in den vergangenen Jahren – im Blick aufs Ganze gesehen – Anpassungen vorgenommen im Umfang von 4,75 Pfarrstellen. Der Abbau von Stellen ist die Voraussetzung dafür, dass bei zurückgehenden Finanzressourcen die Handlungsfähigkeit der Gemeinden erhalten bleibt. Ich stelle mit Dankbarkeit fest, dass die Einsicht in die Notwendigkeit, zu Neuregelungen zu kommen, durchaus vorhanden ist. Das löst zwar nicht alle Schwierigkeiten, schafft aber eine gemeinsame Basis, auf der aufgebaut werden kann.

Ich möchte an dieser Stelle wiederholen, dass es bei den anstehenden und andauernden Strukturdebatten nur vordergründig um finanzielle Erfordernisse geht. Leider haben die Finanzen immer wieder Tempo und Gangart der Gespräche in den vergangenen Jahren bestimmt. Das sollte so nicht weitergeführt werden, vielmehr ist die Frage doch immer wieder neu zu stellen: Was tut Not, damit wir – gerade auch unter veränderten Rahmenbedingungen, wozu dann auch die Finanzen gehören – möglichst gut unseren Auftrag erfüllen können? (Im Soziologenjargon spricht man von Leitbild).

Für mich haben Vernetzung bzw. Regionalisierung und eine noch stärkere und veränderte Mitgliederorientierung Priorität, damit wir tun können, was zu tun uns aufgetragen ist und das meint:

„In allen Landeskirchen und Ortsgemeinden geht es um das Reden von Gott in der Welt“ (so der Titel des Schwerpunktthemas der letzten EKD-Synode). „Die Aufgabe einer verständlichen, einladenden und gewinnenden Verkündigung (ist) von höchster Wichtigkeit“. (Manfred Kock, Bericht des Präses vor der Synode der EKIR). Damit ist das Thema Mission in den Vordergrund gerückt. Der Begriff ist dabei, wieder salonfähig zu werden. Er war für viele lange diskreditiert. Zwang und Bevormundung, Unmündigkeit und Dialogunwilligkeit hafteten dem Begriff an. Und doch: „Kirche ist ohne Mission nicht zu denken. Sie würde sonst ihren Auftrag verfehlen, der ihren Dienst begründet. ... Wer das Evangelium von Jesus Christus als tragenden Grund seines Lebens erfahren hat, der kann nicht anders als davon Zeugnis zu geben, für diesen Herrn zu werben und andere einzuladen, sich ebenso auf ihn einzulassen.“ (Leitlinien zukünftiger Arbeit in Ostdeutschland, zitiert bei Kock a. a. O).

Die missionarische Herausforderung wird mit jedem Tag größer, deshalb muss „die Kirche sich als Ganze auf Mission einstellen und umstellen“. Der Missionsauftrag gilt der ganzen Gemeinde und darf deshalb nicht wenigen Spezialisten überlassen werden (M. Kock, a. a. O.). Das Evangelium ist zwar keine Ware und muss eben doch auf den Markt. Dazu gehört nach Präses Kock zum anderen: „zur Förderung der Sprachfähigkeit und Auskunftsfähigkeit der einzelnen Christen muss unsere Kirche für eine Elementarisierung der Botschaft Sorge tragen.“ Dabei ist für Kock die Elementarisierung „nicht nur eine Frage der Methode“, sondern sie wächst jedem in einem „individuellen Reifeprozess zu.“ Mission heißt hier, selbst sprachfähig in Sachen des Glaubens zu werden und dann auch ansprechbar zu sein, gerade auch außerhalb des Schutzraumes Kirche, eben da, wo die Menschen leben, glauben oder zweifeln. Diesen Prozess können Theologen und Theologinnen befördern oder behindern, doch wahrgenommen werden muss er von jedem Einzelnen.

Präses Kock nennt als dritten Faktor eines missionarischen Aufbruchs: „Kirche muss bei ihren Gliedern das leidenschaftliche Interesse wecken an den Menschen unserer Zeit, an ihrer Verlorenheit und an ihrer von Gott verheißenen Zukunft.“ Mission ist also kein Selbstzweck, sie geschieht auch nicht aus Gründen des Selbsterhalts, sie geschieht um des Menschen Willen und um Gottes Willen. Deshalb muss Mission unser Thema vor Ort sein.

### 3.

In den letzten Jahren habe ich wiederholt über Fortschritte bzw. Hemmnisse im evangelisch-katholischen Dialog berichtet. Meist war wenig Erfreuliches dabei. Das ist heute nicht anders.

Die Politik des Vatikans ist offen auf Konfrontation aus. Nicht einmal mehr Schwesterkirchen dürfen wir genannt werden, belehrt uns Herr Ratzinger in einem Schreiben der Glaubenskongregation, denn wir sind „nicht Kirche im eigentlichen Sinn“, weil wir „den gültigen Episkopat und die ursprüngliche und vollständige Wirklichkeit des eucharistischen Mysteriums nicht bewahrt haben.“ (Dominus Iesus, Kapitel 17, Seite 27). Die Serie der Däpierungen hat damit einen neuen Höhepunkt erreicht. Schon die 14 Tage zuvor vollzogene Seligsprechung von Papst Pius IX. war ein Affront, „ein antiökumenisches Zeichen“ (so der bayrische evangelische Landesbischof Johannes Friedrich).

Denn Pius IX war ein bekannter „Judenfeind“ (H. Küng) und setzte zudem das Unfehlbarkeitsdogma zur Stärkung der römischen Zentralgewalt durch.

Die Empörung über die neuerlichen rückwärts gewandten und verletzenden Äußerungen des Vatikans ist auf allen Seiten bis in die Reihen des Zentralkomitees der deutschen Katholiken und so mancher wohlmeinender und aufgeschlossener Katholiken groß. „Vieles“, so Hans Küng, „was bisher als ökumenischer Fortschritt verkauft worden sei, war Showbusiness mit populistischen Interessen. Die Ergebnisse des zweiten Vatikanischen Konzils wurden zerstört“. (Hans Küng, zitiert nach epd). „Heuchelei“ wirft er den Verantwortlichen im Vatikan vor.

Die offiziellen evangelisch-kirchlichen Stellungnahmen drücken sich diplomatischer aus als Hans Küng das tut, sind aber nicht weniger von Bestürzung und Enttäuschung gekennzeichnet. Nur, man sollte sich nicht täuschen. Der Vatikan will genau das, was in den Stellungnahmen beklagt wird. Er will keine Begegnung von gleich zu gleich. Denn: Er sieht

sich als allein seligmachende Kirche. Er will den Stillstand in der Ökumene. Ökumene ist nur als Rückkehr-Ökumene denkbar. Es ist keine Rede mehr von der Ökumene als einer versöhnten Verschiedenheit oder der Einheit in der Verschiedenheit.

Hinter dem rüden Kurs der römischen Glaubenskongregation steckt offenbar die Angst vor einer Protestantisierung der katholischen Kirche. Darauf, so denke ich mit vielen Experten, laufen die Verlautbarungen in ihrer Intention hinaus. Von daher wird die Betonung der einzig und allein seligmachenden römischen Kirche verständlich; deshalb die Platzanweisung der reformatorischen Kirchen draußen vor der Tür.

Paolo Ricca, genialer Theologe der Waldenser, analysiert: Die römische Kirche will immer mehr Dominus und immer weniger Diakonus sein. Die herrschende Kirche und nicht die dienende wird betont. Wenn das dann einher geht – wie in der Schrift „Dominus Jesus“ – mit einer quasi Identifizierung von Christus und Kirche, dann wird allerdings Braut und Bräutigam verwechselt und wir haben es mit Irrlehre zu tun.

Wir, Hohe Synode, lassen uns von der römischen Kirche nicht unsere Sicht von Kirche vorschreiben. Selbstbewusst sagen wir: Wir sind Kirche.

Aber die Frage ist natürlich: Wie geht es weiter? In den Stellungnahmen wird von fast allen Seiten die Fortsetzung des ökumenischen Dialogs beschworen. Wir lassen uns von den Römern den Dialog nicht kaputt machen, so Präses Kock. Natürlich lassen wir das nicht zu. Diesen Triumph sollen die Römer nicht auch noch haben. Dennoch halte ich nichts davon, dass wir, wie Bischof Lehmann es tut, die Angelegenheit bagatellisieren. Wörtlich: Die entsprechenden Aussagen im Papier der römischen Glaubenskongregation werden „viel zu hoch gehängt“.

Ich denke, so geht es nicht mehr. Immer wieder wird uns von katholischer Seite gesagt, man müsse, was aus Rom kommt, nicht so ernst nehmen. Es würde in Deutschland nichts so heiß gegessen, wie es in Rom gekocht worden sei. Doch bei näherem Hinsehen stimmt das ja leider nicht. Letztlich wird in Deutschland sehr wohl umgesetzt, was in Rom als Parole ausgegeben wird. Das Beispiel des Beratungsscheins in der Schwangerenkonfliktberatung ist uns noch lebhaft vor Augen. Nur ein Beispiel dafür, dass da, wo es ernst wird, getan wird, was Rom will.

Mir ist klar, dass es zum evangelisch-katholischen Dialog keine Alternative gibt. Mir ist klar, dass wir das ökumenisch Erreichte pflegen und, wenn möglich und wo immer möglich, ausbauen müssen. Und doch: mir ist höchst unwohl, wieder und wieder so tun zu sollen, als sei nichts geschehen. Wir lassen uns ein ums andere Mal düpieren, kritisieren dann zwar ein wenig oder auch wortreich, aber beteuern doch immer wieder im gleichen Atemzug unsere Ökumenetreue. Ich frage mich schon: wo bleibt statt dezenter Kritik der Aufschrei der katholischen Laien, aber auch der Priester und Bischöfe, denen an der Ökumene liegt? Wo sind die Brüder und Schwestern, die sagen „tut mir leid, dass Rom euch so verletzt, ich bin mit euch solidarisch“. Wo sind die, die Rom ins Angesicht widerstehen und um des ökumenischen Miteinanders den Ungehorsam wagen?

Der Trierer Pfarrer Menzel, der es auf dem Katholikentag im Juni in Hamburg gewagt hatte, mit Pfarrern und Pfarrerinnen anderer Konfessionen gemeinsam das Abendmahl zu feiern, wurde sofort und umgehend suspendiert. Er musste sich entschuldigen.

In einem Gespräch mit dem Generalvikar habe ich seinerzeit Verständnis für diese Reaktion des Trierer Bischofs bekundet, weil – nach Lage Dinge – eine solche Provokation, wie Menzel sie veranstaltet hat, nicht unwidersprochen bleiben konnte. Doch heute sage ich und sehe ich es anders: Hut ab vor dem Priester, der getan hat, wozu ihn sein Gewissen trieb. Hut ab vor denen, die sich gegen die Rückschrittsökumene à la Rom zur Wehr setzen. Gäbe es doch mehr von denen und wir könnten hoffen.

Noch einmal: Zum ökumenischen Miteinander gibt es keine Alternative. Wir müssen pflegen, was erreicht ist, nicht um Rom's willen, sondern um der Menschen und um des Evangeliums willen.

Eine nächste Nagelprobe wird der Ökumenische Kirchentag in Berlin 2003 sein. Schon jetzt wird mit allen zur Verfügung stehenden Füßen von seiten der offiziellen katholischen Kirche auf die Bremse getreten, um nur ja keine Hoffnung aufkommen zu lassen auf eucharistische Gemeinschaft.

Ich habe ja viel Verständnis für die schwierige Situation, in der sich der Bischof von Mainz befindet, aber es gibt auch eine falsch verstandene Rücksichtnahme, und deshalb muss alles dafür getan werden, damit es beim Ökumenischen Kirchentag 2003 Gemeinschaft und nicht Trennung am Tisch des Herrn gibt.

Lasst uns jederzeit und überall die Einladung zur Feier des Mahls wiederholen: Ihr seid uns willkommen, weil nicht wir, sondern Jesus allein der Gastgeber des Mahles ist. Der ruft alle, die Sünder und die Gerechten, die Protestanten und die Katholiken. Die Zeit ist reif.

Wir dürfen einander nicht überfordern, so wird uns Mal um Mal gesagt, aber das bitteschön, muss auch umgekehrt gelten. Ihr, liebe Schwestern und Brüder, dürft uns nicht unterfordern. Das kann auf die Dauer nicht gut gehen. Niemand – außer die restaurativen Kräfte in Rom – hätten einen Nutzen davon. Deshalb bleiben wir beharrlich.

Was wir brauchen, und was ich hiermit anrege, ist, dass wir einen ökumenisch-theologischen Arbeitskreis mit Vertretern beider Kirchen installieren, damit wir voneinander wissen, unsere Befindlichkeiten und Grenzen erkennen, aber auch, damit die Dinge endlich weitergehen und nicht weiter zurückgedreht werden.

#### **4.**

Unter den vielen Aufgaben, die vom Kreissynodalvorstand im Laufe eines Jahres zu bearbeiten sind, hat eine Anfrage besonders beschäftigt: Eine Gemeinde wollte in einem Ortsteil die Gottesdienstfrequenz von wöchentlich auf 14tägig umstellen.

Die Begründung lautete: Der Gottesdienstbesuch sei traditionell schlecht. Nur bei volkskirchlichen Kasualien, wie Beerdigung oder Gottesdiensten zu Festen aller Art, fülle sich die Kirche. Außerdem sei eine angemessene kirchenmusikalische Begleitung nicht gewährleistet. Man müsse häufig ohne Organisten auskommen. Der Gottesdienst sei daher wenig feierlich oder erbauend, sondern eher öde und deprimierend. Man erhoffe sich von einer Reduzierung der Anzahl der Gottesdienste eine Konzentration und dadurch Belebung sowie erhöhte Chancen, für die verbleibenden Gottesdienste einen Organisten zu finden.

Das Presbyterium betonte in seinem Anschreiben an den Kreissynodalvorstand die Wichtigkeit des Gottesdienstes für das Gemeindeleben. „Gottesdienst ist und bleibt von zentraler Bedeutung für die Gemeinde“, so das Presbyterium. Aber, so interpretiere ich jetzt frei: Quantität ist noch nicht Qualität. Und ein Gottesdienst nach der Melodie „Liebster Jesu, wir sind vier“ (Pfarrer, Küster, Organist und Gemeindeglied) ist weder für das Gemeindeglied (und seien es auch zwei oder drei) noch für die anderen Beteiligten eine Gelegenheit der Erbauung, sondern macht eher depressiv mit der Tendenz, entweder auch

nicht mehr zu kommen oder aber nur aus Mitleid mit dem Pfarrer wieder zu kommen. Aber Mitleid ist kein guter Ratgeber für den Gottesdienst. Schließlich wurde argumentiert, dass man sich bei solch geringer Beteiligung auch die Frage nach der Wirtschaftlichkeit und dem Umgang mit Ressourcen (Arbeitszeit der Hauptamtlichen) stellen müsse.

Wie sollte der Kreissynodalvorstand sich verhalten? Zunächst einmal hat er gewürdigt, dass die Gemeinde nicht einfach Tatsachen geschaffen hat – wie das anderenorts durchaus passiert ist – sondern den Weg der Beratung, d. h. der Genehmigung, wie vorgesehen gegangen ist.

Der Kreissynodalvorstand hat folgendes zu bedenken gegeben: Was abgeschafft ist, ist nicht mehr zurückzuholen. Zudem ist das Signal deutlich: Kirche zieht sich resigniert zurück und glaubt selbst nicht mehr an die behauptete Wichtigkeit des Gottesdienstes. Schließlich scheint nicht gewährleistet, dass ein reduzierter Turnus zu anderen Beteiligungszahlen führt. Und dann? Wird weiter reduziert?

Etwas anderes kam in der Argumentation des Kreissynodalvorstandes hinzu: Der gefeierte Gottesdienst hat auch eine stellvertretende Funktion. Die ihn halten, halten ihn auch stellvertretend für die, die nicht da sind. Das ist manchen der Kirchendistanzierteren unter unseren Gemeindegliedern durchaus bewusst und wichtig. Sie wissen: da ist die Kirche und sie wissen: da wird Gottesdienst gehalten. Und dieses Wissen verschafft eine gewisse Befriedigung und hält die jederzeitige Möglichkeit der eigenen Teilnahme offen.

Ich schildere diesen Vorgang deshalb so ausführlich, weil er m. E. von erheblicher Bedeutung ist. Für mich gilt: Der Gottesdienst ist nach wie vor in der Krise. Wenn dabei Krise als ständige Herausforderung begriffen wird und nicht als Anlass zur Resignation oder Apathie, kann dies durchaus fruchtbar sein.

Aber worin liegt die Herausforderung? Ich sehe sie in der Erarbeitung von Gottesdienstformen, die es ermöglichen, auch mit kleiner Zahl Gottesdienst nicht nur zu halten, sondern zu feiern. Und feiern meint, auch wenn nur wenige da sind: Ich kann mich wohl fühlen. Ich fühle mich angenommen und aufgenommen. Meine Bedürfnisse nach Nähe oder Distanz werden respektiert. Ich kommuniziere nicht leere Kirchenbänke, sondern erlebe Gemeinschaft.

Was ist zu tun? Was muss getan werden, damit der Gottesdienst der kleinen Gruppe zur Feier wird, um nicht zu sagen: damit der Gottesdienst zum Erlebnis wird? Reichen die uns bekannten agendarischen Formen aus? Reicht die neue Agende mit ihren Vorgaben dafür aus? Hier muss nachgedacht werden. Hier muss gearbeitet werden, damit Reduzierung nicht Aufgabe, sondern Aufbruch meint. Denn der Gottesdienst der kleinen Schar wird wohl auch in der Zukunft nicht die Ausnahme sein, sondern an vielen Orten die Norm darstellen. Deshalb braucht er dann auch unsere Aufmerksamkeit und Fürsorge.

Der Kreissynodalvorstand möchte das Thema „Gottesdienst mit kleiner Zahl – feiern“ über den Theologischen Ausschuss zum Thema aller Gemeinden im Kirchenkreis machen.

Der Theologische Ausschuss wird gebeten, Vorschläge für eine gründliche und praxisbezogene Auseinandersetzung zum Thema zu erarbeiten. Die guten Erfahrungen, die u. U. bereits da und dort gemacht werden, müssen ausgetauscht und Modelle entwickelt werden. Dahinter steht die Überlegung, dass die Gottesdienstform nicht unabhängig sein kann von der Anzahl derer, die Gottesdienst feiern. Die normale agendarische Form, die für eine größere Zahl konzipiert ist, muss nicht stimmig sein auch für die kleine Gruppe. Hier sind differenzierte Formen zu entwickeln.

## 5.

Mit der Thematik des Gottesdienstes eng verknüpft sind die kirchenmusikalischen Möglichkeiten, aber auch Einschränkungen, mit denen wir es in den Gemeinden zu tun haben.

Mir wird – je länger, je mehr – die überragende Bedeutung der Kirchenmusik für den Gottesdienst deutlich. Das Orgelvorspiel bringt mich zur Ruhe und richtet mich auf den Gottesdienst aus. Der von der Orgel begleitete Gemeindegang schafft Beteiligung und schärft die Sinne. Die von der Orgel intonierten Zwischengesänge strukturieren und binden in die Gemeinschaft ein.

Allerdings gilt umgekehrt: Wie ermüdend, wenn die kirchenmusikalische Begleitung unlustig geschieht oder man sich durch die Strophen quälen muss auf der Suche nach den richtigen Tönen – oder noch anders – wie ärmlich der Gottesdienst, der ganz ohne instrumentale Begleitung auskommen muss.

Manchmal geht's nicht anders und in anderen Kulturen geht's sehr wohl anders. Dennoch: zum Gesamten des Gottesdienstes gehört die Kirchenmusik dazu. Ihr kommt in unserer Gottesdiensttradition eine nicht zu unterschätzende Bedeutung zu.

Ich möchte heute denen, die nebenamtlich oder gar ehrenamtlich den Orgeldienst in den Gemeinden versehen, ein herzliches Dankeschön sagen. Sie leisten eine überragend wichtige Arbeit. Es steht für mich außer Frage, dass bei der Vergütung, die gezahlt wird, dieser Dienst nicht zuerst um des Geldes willen geschieht. Ich denke, das geht nur, wenn man von der Liebe zur Musik gepackt und von der Wichtigkeit des Gottesdienstes überzeugt ist.

Wir sind denen dankbar, die sich einspannen lassen. Es sind immer noch sehr viele, auch wenn es – besonders in Gemeinden, wo es keine vertraglich gebundenen Organistinnen oder Organisten gibt – sehr mühsam sein kann, für jeden Gottesdienst jemanden zu finden, der bereit ist, die Orgel zu treten.

Der Kreissynodalvorstand hat sich immer bemüht, die Ausbildung von Organistinnen und Organisten zu fördern. Jetzt ist eine Art Durchbruch in diesen Bemühungen erzielt worden. Ab Januar 2001 wird es in unserem Kirchenkreis und für unseren Kirchenkreis ein differenziertes Ausbildungsangebot geben mit der Möglichkeit, entweder die C-Prüfung ablegen oder aber den Befähigungsnachweis erwerben zu können. Die haupt- und nebenamtlichen Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusiker im Kirchenkreis machen es möglich. Sie werden als Dozenten fungieren. Dazu kommen die Vertreter der Landeskirche, die dieses Projekt unterstützen, indem sie besonders in Kursen die theoretischen Kenntnisse vermitteln werden.

Bei der Finanzierung wird von einer Dreiteilung der Kosten ausgegangen. Die Auszubildenden selbst müssen einen angemessenen eigenen Beitrag leisten; die Kirchengemeinde, die in erster Linie profitieren wird, teilt sich die Restkosten mit dem Kirchenkreis. Das Projekt ist durchgerechnet worden und wird den Kirchenkreis während der Ausbildungszeit, verteilt auf zwei Jahre, insgesamt 18.000,00 DM kosten. Wir erhoffen uns durch dieses neue Ausbildungsangebot eine Belebung und Verbesserung der Situation. Wir danken denen sehr herzlich, die dieses Projekt zu Stand und Wesen gebracht haben.

Wenn die Kirchenmusik thematisiert wird, darf ein Hinweis auf das rheinische Kirchenmusikfest an Pfingsten 2000 nicht fehlen. Es war eine insgesamt gelungene

Veranstaltung. Wir waren gute Gastgeber. Das Konzert mit Werken hiesiger zeitgenössischer Komponisten – aufgeführt durch Chöre der Region – war einer der Höhepunkte des Festes; die Beteiligung am Abschlussgottesdienst auf dem Kornmarkt war überwältigend.

Wir hätten uns eine frühzeitigere und intensivere Einbindung der Gemeinden gewünscht. Da hat es seitens der Landeskirche Defizite gegeben. Dennoch sind die Rückmeldungen und Reaktionen auf dieses Fest ausnahmslos positiv bis begeistert. Allen, die sich beteiligt und eingebracht haben, sei gedankt.

## 6.

Noch in einem anderen Bereich gab es in diesem Jahr eine Art Durchbruch. Es ist gelungen, die Nachbarkirchenkreise in die Verantwortung für die Evangelisch-Katholische Telefonseelsorge Bad Kreuznach einzubinden. Die Bemühungen sind alt - der Erfolg ist neu. Der Kirchenkreis St. Wendel beteiligt sich dankenswerterweise schon seit dem letzten Jahr gemäß seines Gemeindegliederanteils an den Kosten, die der evangelischen Seite der Einrichtung entstehen.

Die Synode des Kirchenkreises Birkenfeld hat in diesem Jahr nachgezogen. Sie beschloss einstimmig Gleiches zu tun.

Der Kreissynodalvorstand des Kirchenkreises Simmern-Trarbach hat zudem unser Anliegen auf Kostenbeteiligung positiv aufgenommen, wird aber – anders als die beiden erstgenannten Kirchenkreise – zunächst einen Festbetrag zu den Aufwendungen beisteuern. Das bedeutet: Die Wichtigkeit der Arbeit der TS wird gleichermaßen gesehen. Die Telefonseelsorge ist das niederschwelligste seelsorgerliche Angebot der Kirchen und darum unverzichtbar.

Die Bemühungen um finanzielle Beteiligung waren durch eine Veränderung der Rahmenbedingungen ausgelöst worden. Die Telekom hatte am 1. Juli 1997 den bestehenden Telefonseelsorgen feste Einzugsgebiete zugeordnet. Alle Anrufe aus dem entsprechenden Einzugsgebiet werden nun strikt auf die entsprechende Telefonseelsorge aufgeschaltet. Damit wurde endgültig bewusst, dass wir als Kirchenkreis An Nahe und Glan eine Aufgabe

stellvertretend auch für andere wahrgenommen haben. Daraufhin haben wir uns bemüht, die anderen Kirchenkreise des Einzugsgebietes der TS mit ins Boot zu holen.

Doch, auch wenn ein gewisser Durchbruch erzielt worden ist, sind wir lange noch nicht am Ziel. Die Dekanate jenseits der rheinischen Grenzen konnten noch nicht zu einer Beteiligung gewonnen werden. Sie verweisen auf ihre andere kirchliche Struktur. Hier werden wohl weitere Gespräche nötig sein.

Nach Meinung des Kreissynodalvorstandes muss der finanziellen Einbindung der Nachbarkirchenkreise ein Mitspracherecht korrespondieren. Deshalb soll auf evangelischer Seite ein Beirat gebildet werden, der Richtlinien der Arbeit und Eckwerte für die Haushaltsplangestaltung festlegt. Der Vertrag über die finanzielle Beteiligung sowie die Verabredung über die Einrichtung eines Beirates sind zunächst auf drei Jahre angelegt und verlängern sich stillschweigend, sofern nicht fristgerecht gekündigt wird.

Im sogenannten Telefonseelsorgegremium – dem gemeinsamen Beratungsorgan der Evangelisch-Katholischen Telefonseelsorge Bad Kreuznach – in dem die katholische und evangelische Seite mit je zwei Mitgliedern vertreten ist, wird in Zukunft einer der beiden „evangelischen“ Sitze durch den Beirat besetzt werden. Der andere bleibt einem Vertreter / einer Vertreterin des Kirchenkreises An Nahe und Glan vorbehalten, so dass davon auszugehen ist, dass die bewährte Zusammenarbeit zwischen evangelischer und katholischer Kirche ohne Störung fortgesetzt werden kann.

Die Entwicklung in der Telefonseelsorge ist deshalb so erfreulich, weil sich zeigt, dass auch in schwierigen finanziellen Zeiten die Wahrnehmung gemeinsamer Verantwortung möglich ist. Der Kirchenkreis An Nahe und Glan wird insgesamt – so weist es der Haushaltsplan des Kirchenkreises aus – um ca. 50.000,00 DM jährlich entlastet.

## 7.

Wenigstens kurz sei hingewiesen auf die weiter rasant fortschreitenden Veränderungen im sozial-diakonischen Bereich und ihre Folgen.

Der Staat unterwirft zunehmend seine Sozialpflichtigkeit den Mechanismen der Marktwirtschaft. Das sozialstaatliche Subsidiaritätsprinzip verschiebt sich immer weiter zu

Gunsten einer Dienstleistungslogik und daraus folgend einer Privatisierung und Deregulierung der Sozialpolitik.

Die Einrichtungen der Diakonie bekommen das zu spüren. Die betriebswirtschaftlichen Zwänge werden größer; die finanziellen Spielräume enger. Einige Beobachter der Szene behaupten, dass zur Zeit mehr als die Hälfte aller Sozialstationen in Rheinland-Pfalz nicht kostendeckend arbeiten. Das kann natürlich auf die Dauer so nicht bleiben. Dennoch wird es darauf ankommen, dass wir trotz aller Bemühungen um betriebswirtschaftliche Optimierung den diakonischen Auftrag nicht aus den Augen verlieren, sondern ihn als unser besonderes Markenzeichen neu profilieren und gewichten. Dazu gehört aber, dass wir uns weiterhin professionalisieren und – wo möglich und sinnvoll – nach Kooperationspartnern Ausschau halten.

Die Kirchliche Altenhilfe und Krankenpflege an Nahe und Glan hat sich in den zehn Jahren ihres Bestehens am „Markt“ etablieren und auch behaupten können. Zwei neue Altenheime konnten in dieser Zeit gebaut werden, was eine ungeheuere Leistung darstellt. Das Unternehmen ist gefestigt und steht finanziell auf gesunden Beinen. Dennoch sollen in den nächsten Wochen Gespräche über eine Kooperation mit der Evangelischen Alten- und Krankenhilfe Hunsrück-Mosel gGmbH geführt werden. Zur Absicherung unserer Altenhilfe brauchen wir eine Trennung von Eigentum und Betriebsführung. Deshalb ist daran gedacht, mit den Simmernern eine gemeinsame Betriebsgesellschaft zu etablieren unter Beibehaltung der Kirchlichen Altenhilfe und Krankenpflege an Nahe und Glan als Muttergesellschaft.

Die Gespräche stehen am Anfang; sie sind ergebnisoffen.

Auf der nächsten Synode im Frühjahr wird zu berichten sein.

## **8.**

Ich komme zum Schluss:

Auch wenn noch von einer Fülle „wichtiger Ereignisse“ (Artikel 162, Abs. 2 der Kirchenordnung) zu berichten wäre. Das Fragmentarische gehört nun einmal zum Wesen eines solchen Berichtes.

Es war ein ausgefülltes, aber kein außergewöhnliches Jahr für den Kirchenkreis. Es war business as usual in Höhen und Tiefen. Manches hätte man sich noch gewünscht und anderes vermieden. Zuweilen wird man an die eigenen Grenzen geführt, was zunächst misslich erscheint und doch heilsam ist. Gott sei Dank darf es in Versagen und Gelingen heißen: „Unsere Zeit in Gottes Händen“. Ihm übergeben wir dieses Jahr des Kirchenkreises. Möge es bei ihm „stehen“, d. h. aufgehoben und getragen sein.

Hartmut Eigemann